

niemals so lang gewesen. Diese Haare waren nicht auf einem Kinderkopf gewachsen. Es waren keine weichen, dünnen Locken, wie sie Eltern nach dem ersten Haarschnitt eines Kindes aufhoben, sondern dicke blonde Strähnen, die zu einem festen Zopf geflochten waren, schwer wie Tauwerk. Und irgendjemand hatte den Zopf eingerollt und in das Kästchen gestopft. Dieses Haar stammte vom Kopf einer erwachsenen Frau.

Ihr schwindelte bei der Vorstellung, dass sie ein Teil von irgendjemandem versteckt unter den Bodendielen ihres Vaters gefunden hatte. Abgeschnittene Haare ohne den dazugehörigen Kopf – selbst Babyhaare – hatten etwas Abstoßendes. Obwohl sie Ekel empfand, verspürte sie den unwiderstehlichen Drang, den Zopf zu berühren und daran zu riechen. Sie schwelgte geradezu in ihrem Abscheu – es war ähnlich wie der Drang, sich im Schlamm zu wälzen oder an verdorbener Milch zu riechen, nur um etwas bisher Unbekanntes zu erfüllen. Sie rieb die Haare zwischen ihren Fingern. Die Strähnen gaben nach und teilten sich. Staubkörnchen rieselten ihr in den Schoß. Ein wunderbarer Duft nach Rosenwasser stieg empor und verzauberte die Luft. Der süße, frische Duft von Rosenblättern führte sie zurück in die Zeit, als sie ihre Mutter zum letzten Mal gesehen hatte – nun erinnerte sie sich, dass sie nach Rosenwasser gerochen hatte. Eine der wenigen Erinnerungen an sie, die Marie noch hatte. Sie holte tief Luft, als ihr der Zusammenhang klar wurde.

Diese Haare hatten ihrer Mutter gehört.

Marie war, als hielte sie ihre Mutter lebendig in den Händen. Wenn sie noch einmal an den Haaren roch, würde sie sie lachen hören. Plötzlich fühlte sie sich unvollständig, wie ein halber Mensch, dem ein Stück seiner Selbst vom Leib getrennt worden war. Marie war Linkshänderin, ihr Vater schrieb mit der Rechten. Wer war diese Linkshänderin, die die Hälfte ihrer Erbanlagen an Marie weitergegeben, die fünfzig Prozent von ihr erschaffen hatte? Maries Finger waren ganz anders geformt als die ihres Vaters. Ihre Nägel waren länglich und liefen in eleganten Halbmonden aus, während die seinen quadratisch und rechtwinklig im Nagelbett saßen. Hatte sie die Finger ihrer Mutter? Und es gab noch tiefergehende Eigenschaften als Fingernägel und Händigkeit. Marie ähnelte ihrem Vater einfach nicht, weder vom Aussehen noch vom Charakter. Während er niemals laut wurde, verlor Marie rasch die Geduld und schrie. Sie lachte gern und viel, wohingegen ihr gutmütiger, aber freudloser Vater niemals lächelte. Er war ein tiefes Wasser, ein tausendjähriger See, dessen Oberfläche sich niemals kräuselte. Marie lebte wie ein Feuer, das sich seinen Weg durch den Wald brannte. Manchmal betrachtete sie ihn und fragte sich, ob sie ihn überhaupt kannte. Sie sehnte sich danach, den Menschen zu treffen, der ihr sein Feuer verliehen hatte.

Marie war kaum zwei Jahre auf der Welt gewesen, als ihre Mutter fortging. Sechzehn Jahre lang hatte ihr Vater die Geschichte aufrechterhalten, dass die Mutter sie aus unbekanntem Gründen verlassen hätte. Mehr Worte verlor er über dieses Thema nicht, und bohrende Fragen führten nur dazu, dass er sich ganz verschloss. Warum hatte er das Haar seiner Frau die ganzen Jahre über aufgehoben? Er war Marie nie als romantisch veranlagter Mensch erschienen. Sehnte er sich insgeheim nach ihrer Mutter? Liebte er sie noch?

Sie wischte die Tränen weg, die sich in einem Auge bilden wollten, rollte den Zopf ein und packte ihn in das Kästchen zurück. Dann drückte sie den Deckel fest zu.

In der folgenden Nacht öffnete sie das Kästchen noch dreimal, roch an den Haaren und befühlte die einzelnen Strähnen. Am nächsten Tag, während ihr Vater noch bei der Arbeit war, brachte sie die Haare an den ursprünglichen Platz unter den Bodendielen zurück und reparierte die Tür zu seinem Zimmer.

Marie war dort in der Hoffnung eingedrungen, irgendwelche Informationshäppchen zu finden, die ihr erlaubten, den Nachbarn mitzuteilen, dass die Mutter sie aus gutem, rechtschaffenem Grund verlassen hatte. Wie gern hätte sie den Makel getilgt, den ihr Verschwinden auch bei Marie selbst hinterlassen hatte. Doch nun hatte sie etwas gefunden, das einmal ihrer Mutter gehört hatte, und das stillte nicht etwa Maries Wunsch, in den Augen der Leute als anständig zu gelten, sondern rief ein neues Verlangen hervor, das hundert Mal stärker war. In ihr hatte sich plötzlich eine tiefe Höhle der Sehnsucht aufgetan, sie hatte ein Ungeheuer freigesetzt. Der überraschende Fund der Haare – eigenartig und makaber zugleich – änderte alles. Nichts konnte je wieder so werden, wie es vorher war. Nun war es für sie nicht mehr so wichtig herauszufinden, warum die Mutter sie verlassen hatte, sondern es ging ihr vor allem darum, sie ausfindig zu machen.

Hätte Marie Karska in diesem Moment geahnt, was sie im Laufe des Jahres 1939 alles erfahren würde, hätte sie es sich womöglich anders überlegt. Aber in diesem Augenblick war sie sich einer Sache sicher: Sie würde nicht eher aufhören zu suchen, bis sie herausgefunden hätte, was mit ihrer Mutter geschehen war.

2

BAKTERIZID

In nahezu sechs Monaten hatte Dominik Karski keinen einzigen Patienten verloren, was in dem Krankenhaus, in dem er arbeitete, einem Rekord gleichkam. Die Stadt Krakau, wo er lebte, war berüchtigt für ihre hohe Zahl an Todesopfern, denn sie wurde von allen verbreiteten Seuchen und Krankheiten ebenso heimgesucht wie von einigen selteneren. Außerdem bestand ein Gutteil der Bevölkerung aus Bauern, die keinen Zweikampf mit ihren Erntegeräten ausließen. Trotzdem hatte es Dominik 174 Tage lang geschafft, nicht eine der Seelen zu verlieren, die sich in seiner Obhut befunden hatten. Das war eine außerordentlich lange Erfolgsserie. Mittlerweile schlossen die Krankenschwestern sogar Wetten ab, wie lange diese Glückssträhne noch anhalten würde, und sammelten Einsätze wie bei einer Lotterie. Als Dominik nun aber das Kind im Bett und die verzweifelte Mutter daneben sah, befürchtete er, dass es bald zu einer Ausschüttung des Wetteinsatzes kommen würde.

Der Junge lag matt im Krankenhausbett, und seine Mutter wischte ihm zitternd mit einem Flanelllappen die Stirn. Schwester Emilia hatte Dominik aus der Visite geholt und ihn zur Kinderstation geschleppt. »Wir dachten, Sie sollten sich das vielleicht mal anschauen, Herr Doktor«, murmelte sie und wich seinem Blick aus, vielleicht weil es ihr unangenehm war, seine Erfolgsserie nun zu beenden.

Dominik trat ans Bett des Jungen und schob sich die Brille auf dem Nasenrücken hoch. Da das Kind flach im Bett lag, hockte er sich hin. »Wie heißt du, junger Mann?«

Schlaff wandte der Junge ihm den Kopf zu und erwiderte mit düsterer Stimme: »Daniel.« Seine Luftröhre war voller Schleim. Beim Sprechen stieg ein fauliger Geruch aus seinem Mund. Doch Dominik wich nicht vor dem Atem zurück, sondern beugte sich näher zu dem kranken Kind und atmete durch die Nase ein, um die Art der Infektion genauer einzugrenzen.

»Darf ich mal deine Lunge abhören, Daniel?« Das Kind nickte. Dominik griff nach dem Stethoskop, das er um den Hals hängen hatte, öffnete das Nachthemd des Jungen und musterte seinen Oberkörper. Eine Gestalt, zart wie ein Vogelgerippe, aus dem sich ein ballonartiger Bauch hervorblähte. Über den vorspringenden Schlüsselbeinen spannte sich dünne Haut, die Rippen ragten gut sichtbar empor wie ein Zeltgewölbe. Ihre Form

erinnerte Dominik an eine Zeit in seinem Leben, die er glücklicherweise lange hinter sich gelassen hatte.

Er hauchte gegen das Bruststück des Stethoskops, um es zu erwärmen, dann schob er es unter das Hemd des Jungen und forderte ihn auf, tief einzuatmen. Das tat Daniel ohne große Mühe, aber beim Ausatmen verzog er schmerzvoll das Gesicht. Dominik hörte sich das Geräusch genau an. Der Atem eines gesunden Menschen hallt wider und rauscht, was zeigt, dass die Luft die Atemwege ungestört passieren kann. Die Atmung dieses Kindes klang vollkommen anders: Sie prasselte wie Reifen über einen Schotterweg. Man weiß das Glück einer mühelosen Atmung erst zu würdigen, wenn sie einem genommen wird. Für diesen Jungen musste sich jedes Luftholen anfühlen, als würde er durch ein nasses Tuch atmen.

Jeder Arzt ist auf die Zeichen des nahenden Todes vorbereitet, und es sind stets dieselben: Die Atmung wird schneller und flacher, Gliedmaßen und Eingeweide erschlaffen. Und ein weiteres, weniger greifbares Zeichen, das allein den Säugetieren eigen ist: Der Blick geht ins Leere und zeigt, dass der Körper zur Kapitulation bereit ist – ein Stimmungswechsel, das Eingeständnis, dass das Leben nun gehen will. Anders als gemeinhin angenommen, gehen die meisten Sterbenden leicht. Sie lassen keinen Zorn erkennen, sondern fügen sich ins Unvermeidliche. Dieses Kind hingegen zeigte alle Posten der Einkaufsliste des Todes außer dem einen. Statt ins Leere zu starren und demütig auf den Tod zu warten, wollte dieser kleine Junge offenbar keineswegs gehen. Sein Blick signalisierte keine sanfte Hingabe, vielmehr starrten zwei dunkelblaue Augen, rund wie Murmeln und farbkraftig wie das Gefieder eines Blaukehlchens, Dominik rebellisch an. Seine Augen wanderten wütend und verzweifelt über sein Gesicht und zeigten keinerlei Bereitschaft, ins Jenseits zu gehen. Kurz schaute der Junge trotzig an Dominiks Schulter vorbei, als stünde dort der Tod persönlich in seinem Kapuzenmantel und würde seine Sense schwenken – *Nein, heute holst du mich nicht!*, dachte er wohl –, dann wandten seine Augen sich wieder in zorniger Verzweiflung an Dominik, als wollte er ihn zu einem Pakt auffordern. *Hilf mir*, schien er zu sagen. *Versuch alles*. Dieser bohrende Blick des Kindes, selten genug in einer solchen Situation, brachte Dominik derart aus der Fassung, dass er sich zum Handeln genötigt sah.

»Zeig mir mal, ob du dich aufsetzen kannst, junger Mann«, forderte Dominik ihn auf.

Daniel sah ihn unsicher an.

»Er ist erschöpft, Herr Doktor«, sagte die Mutter.

Ihm war klar, dass es paradox erschien, einen Sterbenden zum Hinsetzen aufzufordern. »Ich weiß, das ist anstrengend. Aber du bist doch ein starker Kerl, oder? Ich wette, du kannst ganz schnell rennen und hoch springen?«

Bei der Anspielung auf seine Sportlichkeit nickte der Junge und versuchte, sich in eine sitzende Position zu bringen. Seine dünnen Ärmchen wackelten und zitterten, er schwitzte vor Anstrengung – es gelang ihm nicht. Er schob die Zunge in den Mundwinkel und versuchte es noch einmal. Mit eiserner Anstrengung stemmte er sich

auf seine Ellbogen und richtete sich schließlich auf. Beifall heischend schaute er Dominik an.

»Ein ganzer Kerl!«, sagte Dominik. Die Atmung des Kindes verbesserte sich schlagartig, ein klareres, trockeneres Atemgeräusch löste das schwere, feuchte Rasseln ab. »Schwester, Fowler-Lagerung!« Schwester Emilia eilte ans Bett und brachte das Kopfende in eine 45-Grad-Neigung, sodass der Junge aufrecht sitzen blieb.

Die Mutter des Jungen, die Schwester Emilia als »Ruth« angesprochen hatte, lächelte glücklich.

Angesichts des kleinen Fortschritts erlaubte sich Dominik ein kurzes Nicken, wandte sich dann aber wieder seinem Patienten zu, denn die Lösung würde nicht von Dauer sein. Die infektiöse Flüssigkeit, die sich nun am Grund seiner Lunge sammelte, würde rasch zunehmen und ohne eine weitere Behandlung das ganze Organ überschwemmen. Der Patient würde gleichsam in seinen eigenen Körperflüssigkeiten ertrinken.

»Das hat doch keinen Zweck. Ein aussichtsloser Fall«, verkündete eine Männerstimme hinter ihm. Dominik kannte die Stimme und verkniff sich ein Seufzen. Igor Wolanski näherte sich mit wütendem Gesicht und schwellender Stirnader. »Er hat die Influenza, in fortgeschrittenem Stadium«, sagte er. Bei diesem Wort erschauerte Daniels Mutter, als hätte er geflucht oder Gott gelästert. Eine ganze Generation von Polen war dieser Seuche erlegen. »Das wird ihn umbringen«, fügte Wolanski unnötigerweise hinzu. »Da kann man nichts mehr machen. Warum setzen Sie ihn aufrecht hin? Er sollte liegen, damit er in Frieden sterben kann. Das hier ist meine Station, und das ist mein Patient. Gehen Sie auf Ihre eigene Station zurück, Dominik.«

Dominik arbeitete als Chirurg, aber immer öfter forderte man seine Hilfe bei Infektionen an. Aus einer Wundnaht konnte sich binnen weniger Stunden eine Sepsis entwickeln, wenn sie nicht richtig versorgt wurde. Er hatte sich auf diesem Feld zu einer Art Fachmann entwickelt, und die Schwestern der Infektionsstation – ja, eigentlich von jeder Station – baten ihn häufig, sich ihre Patienten anzuschauen. Oftmals untersuchte er auch die von Staphylokokken oder Streptokokken geplagten Patienten auf der Station für Geschlechtskrankheiten, der Lungenstation und gelegentlich eben auch auf der Kinderstation.

Hier jedoch betrachtete sich Wolanski als ausgewiesener Experte, er war der Kinderarzt, und Dominik war in sein Revier eingedrungen. Ein anderer Arzt hätte sich wahrscheinlich für die Hilfe bedankt. Nicht so Wolanski. Die Situation würde wohl in einem Machtkampf enden.

»Was wurde bisher verabreicht?«, fragte Dominik die Schwester, ohne Notiz von seinem Kollegen zu nehmen.

»Laudanum. Vier Tropfen«, erwiderte sie.

Dominik schwieg. Eine derartige Menge Opiumtinktur hätte selbst einen Erwachsenen niedergestreckt.

»Das Laudanum hat seinen Husten gestillt«, sagte Wolanski scharf. »Und die Schmerzen. Kein Kind sollte leiden müssen. Ich verwehre mich dagegen, meine Entscheidungen zu rechtfertigen«, fügte er hinzu, womit er eben dies tat.